

(Nachdruck verboten.)

10]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Zu Anfang war Tonet von dieser Jagd begeistert, aber das Vergnügen schwand nach und nach, um einer Empfindung der Sklaverei Platz zu machen; er begann den See zu hassen und betrachtete sehnsüchtig die kleinen weißen Häuser von Palmar, die sich von den dunklen Linien des Gestrüpps abhoben.

Weiderfüllt erinnerte er sich an seine ersten Jahre, da er keine andere Verpflichtung hatte, als zur Schule zu gehen und sich in den Dorfstraßen herumtrieb, während die Nachbarinnen seiner Mutter Komplimente machten, daß sie ein so niedliches Kind hatte.

Damals war er Herr seines Lebens. Seine kranke Mutter sprach zu ihm mit blassem Lächeln, entschuldigte alle seine dummen Streiche, und die Worda ertrug sie mit der Sanftmütigkeit des untergeordneten Wesens, das den Stärkeren bewundert.

Die ganze Kinderfahre, die zwischen den Hütten herumwimmelte, erkannte ihn als ihren Häuptling an, und all-liefen sie zusammen den Enten nach, die unter den Protesten der Weiber schreiend entflohen.

Der Bruch mit seinem Großvater war das Zeichen der Rückkehr zur alten Ruhe. Er würde Palmar nicht mehr vor Tagesanbruch verlassen, um bis zur Nacht auf dem See zu bleiben. Der ganze Tag gehörte ihm jetzt in dem Dorfe, wo am Tage nur der Pfarrer im Pfarrhause, der Lehrer in der Schule und der Brigadier der Karabiniers zurückblieb, der seinen stolzen Schnurrbart und seine alkoholglänzende Nase an den Ufern des Kanals spazieren führte, während die Frauen vor den Türen saßen, die Rehe flüchten und die leere StraÙe der kleinen Kindermeute auf Gnade und Ungnade überließen.

Als er von der Arbeit befreit war, knüpfte Tonet seine alten Freundschaften wieder an. Er hatte zwei ganz intime Freunde in den Nachbarhütten, Neleta und Sangonera.

Die kleine Neleta hatte keinen Vater. Ihre Mutter, die auf dem Markte der Stadt Maale verkaufte, lud ihre Körbe auf die gewöhnliche große Barke, die man den „Mahlwagen“ nannte. Sie kam jeden Nachmittag nach Palmar zurück; ihre übermäßige Fettleibigkeit hinderte sie nicht, täglich nach der Stadt zu wandern und ebensowenig, sich auf dem Fischmarkte zu zanken und ihre Ware zu verhandeln. Die arme Frau legte sich vor Anbruch der Dunkelheit nieder, um beim Schein der Sterne zu erwachen, und dieses ungewöhnliche Leben gestattete ihr nicht, sich mit der Erziehung ihrer Tochter zu beschäftigen. Diese wuchs auf, ohne daß sich jemand anders als die Nachbarinnen um sie kümmerte, und namentlich Tonets Mutter, die ihr oft zu essen gab und sie wie eine zweite Tochter behandelte. Doch sie war weit weniger süßlam, als die Worda, und begleitete lieber Tonet auf seinen Streifzügen, als daß sie stundenlang sitzen blieb, um die verschiedenartigen Reparaturen zu lernen.

Sangonera trug denselben Spitznamen wie sein Vater, der der berühmteste Trunkenbold der ganzen Gegend war, — ein kleiner, alter Mann, der seit zahlreichen Jahren vom Alkohol nie ausgetrocknet schien. Als er Witwer geworden war und kein anderes Kind als den kleinen Sangonera hatte, überließ er sich dem Trunke, und wer ihn kannte, verglich ihn mit einem Blutegel; denn er suchte die Klüßigkeit mit derselben Gier wie diese Tiere; daher der Spitzname, den man ihn beigelegt hatte.

Wochenlang verschwand er aus Palmar. Von Zeit zu Zeit erfuhr man, daß er durch die Dörfer des Festlandes vagabundierte, wo er die reichen Pächter von Catarroja und Lasamasa um Almosen anbettelte. Seinen Kaufschief er dann immer in den Dreifächten aus. Wenn er lange Zeit in Palmar blieb, wurden die in den Kanälen ausgespannten Fischbeutel in der Nacht gestohlen; die Male verschwanden aus ihren Behältern, bevor ihre berechtigten Eigentümer kamen, und mehr als eine alte Frau stieß beim Zählen ihrer Enten einen Schrei aus, wenn sie bemerkte, daß ihr

eine fehlte. Der Seekarabinier hustete dann heftig und blickte den alten Sangonera scharf an, als wolle er ihm mit seinem dicken Schnurrbart in die Augen stehen; doch der Trunkenbold protestierte, rief das Zeugnis der Heiligen an, denn bessere Bürgen für seine Unschuld fand er nicht. „Das war meine Wosheit von den Leuten, die ihn zugrunde richten wollten, als wäre sein Glend nicht schon groß genug, denn er bewohnte die schmutzigste Hütte im ganzen Dorfe.“ Und um den stolzen Repräsentanten des Vertreters des Gesetzes zu beruhigen, den man oft an seiner Seite hatte trinken sehen, obwohl er außerhalb der Schenke niemand erkannte, trat er wieder seine Reise nach dem anderen Ufer von Palmar an und erschien erst wieder einige Wochen später.

Sein Sohn weigerte sich, ihn bei diesen Streifzügen zu begleiten. In einer Hundehütte geboren, in die nie ein Stückchen Brot gekommen war, mußte er schon in seiner zartesten Jugend auf die Eroberung der Nahrung bedacht sein, und anstatt seinem Vater zu folgen, hatte er nur den einen Gedanken: ihn zu fliehen, um nicht das noch mit ihm zu teilen, was er sich auf eigene Faust verschaffte.

Wenn die Fischer sich zu Tische setzten, sahen sie vor der Tür ihrer Hütte einen melancholischen Schatten vorüberstreichen, der schließlich mit gesenktem Haupte wie ein junger, zum Angriff sich ansetzender Stier an einem Türflügel stehen blieb. Das war Sangonera, der mit einem heuchlerischen Ausdruck voll Verlegenheit und Feigheit seinen Hunger herunterwürgte, während aus seinen gierigen Augen der brutale Wunsch bligte, sich alles das anzueignen, was er auf dem Tische sah.

Sein Erscheinen brachte auf die Familien stets ihre Wirkung hervor. Der arme Jungel im Fluge einen halb abgegnagten Hühnerknochen, ein Stück Schlei oder eine trockene Brotkruste auffangend, schleppte er seinen nie fatten Leib von Tür zu Tür. Wenn er die Hunde lange bellen hörte und sie dann plötzlich nach den Schenken von Palmar zulaufen sah, dann lief Sangonera selbst, als verfolgte er mit ihnen ein und dasselbe Ziel. Sie liefen zu den Jägern, die ihre Mahlzeit zubereiteten, zu den Leuten aus Valencia, die ihr Kaninchenragout aßen. Wenn die an den kleinen Tischen der Schenke sitzenden Fremden sich nur mit großer Mühe die Gefräßigkeit der allzu vertraulichen Hunde zu erwehren vermochten, dann half ihnen der zerklumpte Junge, der mit wahrhaft heiligem Eifer die zudringlichen Hunde fortjagte und sich schließlich zum Herrn aller Ueberreste der Küche machte. Ein Karabinier hatte ihm eine alte Dienstmütze geschenkt, der Dorfalkuazil die Hosen eines alten Jägers, der in einem Graben ertrunken war, und seine stets nackten FüÙe waren ebenso stark, als seine müßigen Hände schwach waren.

Der schmutzige, hungrige Sangonera, der sich jeden Augenblick mügend krachte, erfreute sich eines großen Ansehens bei den Kindern. Tonet war stärker und hätte ihn leicht gepöhlgt, doch er erkannte ihn als Herrn an und folgte allen seinen Befehlen. Er konnte eben seinen Lebensunterhalt ohne Hilfe eines anderen erwerben, und darum übte er auf die Kinder einen gewissen Nimbus aus. Diese bewunderten und beneideten ihn gleichzeitig, daß er ohne Furcht vor väterlichen Bücktigungen lebte und dabei nicht die geringste Verpflichtung zu erfüllen hatte. Andererseits zog sie seine Wüßigkeit an, und die Jungen, die zu Hause wegen des geringsten Fehltritts tüchtige Prügel erhielten, kamen sich männlicher vor, daß sie diesen Taugenichts begleiten durften.

Er lebte in erklärtem Kriege mit den Bewohnern der Luft, die weit einfacher und müheloser zu erobern waren als die des Wassers. Er jagte mit äußerster Geschicklichkeit die Morisquen genannten Sperlinge, von denen es im Albufera wimmelt und die die Landleute wie die Best fürchten, weil sie einen großen Teil der Reisernte verschlingen. Der beste Zeitpunkt für seine Jagden war der Sommer, wo es einen Ueberfluß an Fumarellen gab, kleinen Seemöwen, die er mit einem Neze fing.

Der Enkel des Dunkel Baloma half ihm bei dieser Arbeit. Sie betrieben das Geschäft halbpakt, wie Tonet ernsthaft sagte, und die beiden Jürscher lagen so stundenlang auf dem Anstand, zogen ihre Neze ein und fingen die unflugen kleinen Vögel. Wenn sie einen tüchtigen Posten gefangen hatten, schlug Sangonera, ein kühner Wanderer, den Weg nach Valen-

elo ein, auf seinem Rücken den Reihbeutel, in dem die Mörten mit den dunklen Flügeln verzweifelt zappelten. Der kleine Laugenichts wanderte durch die Strahlen in der Nähe des Fischmarktes, bot seine Vögel aus, und die kleinen Stadtingen kauften sie ihm ab, um sie dann, mit einem Tadel am Bein, auf den öffentlichen Plätzen fliegen zu lassen.

Bei der Rückkehr kam es zu heftigen Zankereien zwischen den „Affozies“ und gewöhnlich auch zu einem Bruch der geschäftlichen Verbindungen. Es war unmöglich, von diesem Gallunten von Sangonera eine Abrechnung zu erlangen. Tonet begnügte sich, ihr zu prügeln, ohne einen roten Pfennig herauszuloden; da er sich aber in seiner Leichtgläubigkeit stets von der Pfliffigkeit des anderen unterjochen ließ, so suchte er ihn schließlich jedesmal in der verfallenen türlosen Hütte wieder auf, wo er den größten Teil des Jahres allein schlief.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Theater.

Camille Mauclair, einer der heftigsten und in ihrem Empfinden am wenigsten verbildeten Kritiker Frankreichs, hat unlängst in einer Betrachtung über den Verfall der heutigen französischen Malerei als Kennzeichen der letzten Ausstellungen hervorgehoben, daß man dort eine Menge netter Studien gesehen habe, aber kein Werk der Art, die man ehemals mit dem Namen „Bild“ bezeichnete, keine Schöpfung, die durch der formenreichen Wahrheit des Lebens entnommene Linien und Gestalten einen Gedanken oder eine Empfindung ausdrücke. Die Mehrzahl der neuen Künstler beschränkte sich auf die Kombination ungewohnter Harmonien und die Technik verdränge den Gegenstand selbst. Dasselbe Urteil könnte man auch über das moderne französische Theater fällen — allerdings nur über seinen besten, vornehmsten Teil. Da nämlich das Schauspiel mehr als irgend eine andere Kunst an ein Konsumentenpublikum von wenig differenziertem Geschmack und artistischer Reugier gebunden ist, steigt im Kampf der Autoren um die Bühnen die Konzession an den Geist der Bourgeoisie, die die Theater füllt. Die Psychologie des Theaterpublikums ist aber von der der Besucher des „Salons“ sehr verschieden. Den Erfolg einer Gemäldeausstellung kann unter Umständen just ein Bild machen, das der herrschenden Mode ins Gesicht schlägt; das Theaterpublikum aber will nicht ästhetischer Zornwächter oder Sturmführer sein. Ganz besonders das Pariser. Vom Standpunkt des Unternehmers des dramatischen Warenhauses betrachtet ist es die angenehmste Kundenschaft: immer neugierig, immer bereit, vor trivialem Plittertand in Bewunderung zu versinken. An Naivität hat es nicht so bald seinesgleichen. Man muß nur einmal den lebhaften Gesprächen lauschen, worin eine Kleinbürgerfamilie oft tagelang die Eindrücke einer Vorstellung im Ambigu oder in der Porte St. Martin verarbeitet. Die Bühnenvorgänge und die Charaktere werden da wie Schöpfungen der Wirklichkeit behandelt, aber auch der Glanz der Dekorationen und Kostüme, der für deutsche Begriffe übrigens in der Regel recht mäßig ist, und der rhetorische Klang pathetischer Wendungen findet nachwirkende Bewunderung. Die noch heute fortdauernde Beliebtheit des „Throns von Bergerac“ ist neben der Rolle, die Großmütigkeit und Nächseligkeit in diesem Drama spielen, vor allem aus andächtigem Entzücken über eine Sprache zu erklären, die von Anfang bis Ende so kostbar mit klingenden Reimen geschmückt ist.

In den „vornehmeren“ Theatern ist das Publikum natürlich von einer gedämpfteren Lebhaftigkeit. Aber wenn man auch nicht, wie es in den „populären“ Theatern vorkommt, gegen die Träger der Schurkenrollen Entrüstungsrufe ausstoßen hört, so ist das Interesse am Komödienspiel, die Reugier und — bei dem der „Gesellschaft“ angehörenden Publikum der teureren Plätze — die Freude an einer epigrammatisch zugeschliffenen Rede dominierend und das Bewußtsein, daß an ein dramatisches Werk auch künstliche Raffinade gelegt werden müssen, nicht bemerkbar. Natürlich gilt dies nicht vor den zum Rendezvous des kosmopolitischen Snobitums gewordenen Generalproben, auf denen auch das kritische Amt der Presse geübt wird, hier herrschen andere, aber gleichfalls nicht ästhetische Gesichtspunkte vor. Die Pariser sind übrigens über die Triebkräfte der Zeitungskritik genug unterrichtet, um sich von ihr nicht im geringsten beeinflussen zu lassen.

An sich wäre nun die Unbefangenheit der Zuschauer für die Entwicklung eines kräftigen dramatischen Stils nicht ungünstig, aber deren Voraussetzung ist doch ein Verfall eines literarisch angeregten und gebildeten Publikums, und der ist in Paris zu schwach, namentlich wenn man auf das schwere Gegengewicht eines starken, von stumpfsinnigen Geschäfts- und Familienkalkülen in Anspruch genommenen Spießbürgerturns hinblickt. Die sehr zahlreiche, nach einer ehteren Kunst und ihrer Verbindung mit dem Geschehen der Zeit ausbildende „Intelligenz“ kommt namentlich in ihrer jüngerer temperamentsvolleren Jahrgängen in den teureren Theatern nicht zur Geltung. In der Studentenschaft von heute schlägt man sich nicht mehr um literarische „Nichtungen“. Ein Einfluß der sozialistisch organisierten Arbeiterklasse aber, ihrer

neuen, zu originalen Problemstellungen und Charakterbildungen leitenden Lebenswertung, ist bisher kaum bemerkbar geworden.

Das heutige französische Theater ist ein Bourgeois-theater, genauer: das Theater der verfaulenden Bourgeoisie. Es kann natürlich auch vor dem Sozialismus nicht die Augen verschließen, aber es ist bezeichnend, daß es ihn fast immer zu oberflächlichen Kontrastwirkungen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsphäre benützt. Die Sozialisten auf dem Theater der letzten Jahre waren vornehme Großbourgeois, die aus Ehrgeiz und Eitelkeit sozialistische Politik trieben. Um allgemeine Fragen des sozialen Werdens handelt es sich in diesen Schauspielen nicht, sondern nur um die Halbgerien innerhalb der Welt der Besitzenden, um die Gleichberechtigung von Kapital und Adel im Salon, die Assimilierung jüdischer Börsenritter und dergleichen. Eigentlich immer nur Fragen, die die oberen Zehntausend — vielleicht sind es auch Fünfzigtausend — angehen, aber auch die kleineren Deute bis zum mittleren Geschäftsmann in Spannung versetzen und respektvolle deutsche Parisfahrer mit dem Glauben erfüllen, daß die Kunst der radikalen Republik die Leiden und Hoffnungen der Zeit spiegele.

Wie fern sie davon ist, geht aus der Ausbreitung hervor, die die Darstellung der Dekadenz der feudalen Aristokratie in den letzten Monaten auf den Pariser Bühnen erlangt hat. Für die Geschichte Frankreichs ist diese Klasse hoffnungslos abgetan, sie hat sich im ganzen damit abgefunden und bescheidet sich, die ihr verbliebenen Reichtümer mit Grandezza zu genießen. Man kann nicht sagen, daß sie dabei eine schlechtere Figur macht als ihre Anverwandten, die sie im Ausland in einer glücklicheren Situation befinden. Manche ihrer Mitglieder vertreiben sich die Zeit mit dem Sport einer gespreizten Wissenschaft, andere leben lediglich ihrem leiblichen Vergnügen, und natürlich gibt es auch einige, die die stille Parole, keinen Skandal zu erregen, nicht beachten und ihr Leben nach einer bedenkenlosen Zuhälterphilosophie eingerichtet haben. Da nun die Exklusivität im Verkehr, die sich die Aristokratie von allen früheren Monopolen errettet hat, die emporgekommenen Herrscher des Tages ärgert, macht es ihnen großes Vergnügen, ihre Verächter unter der Anklage der moralischen Minderwertigkeit zu sehen. Neugierlich betrachtet sind die „Hochzeit des Figaro“ des Beaumarchais und der „Marquis de Courpières“, den Abel Hermant aus seinem gleichnamigen Roman zurechtgeschnitten hat, beides antiaristokratische Sittengemälde. Aber was im 18. Jahrhundert ein fühner Angriff gegen die Machthaber war, ist heute eine hämische Nachrede zur Gemütuung der regierenden Schichten der Bourgeoisie. Auch wenn der ungeheure Abstand zwischen den künstlerischen Gestaltungs Kräften der Verfasser nicht wäre, müßte die befreiende Wirkung, die das Werk des Beaumarchais geübt hat, bei dem des Modernen ausbleiben.

Auf dem Hintergrund der aristokratischen Korruption spielt sich auch das erfolgreichste Werk der Theaterfaison ab: Henry Bernsteins Schauspiel „Samson“. Hier aber fällt auch der letzte Rest eines polemischen Ernstes weg, da der Autor lediglich Elemente eines padenden Bühnenspektes gesucht und kombiniert hat. Es ist ihm ebensowenig auf eine glaubwürdige Handlung wie auf eine innere Wahrheit der Charakterzeichnung angekommen. Verstein ist unter den Autoren, die an den Nervensträngen der Zuschauer zu reißen verstehen, heute der geschickteste, vielleicht darum, weil er der rücksichtsloseste ist. Er arbeitet mit „Schlagern“ wie ein Operettenkomponist. Wenn man sucht, kann man im „Samson“ vielleicht ein Quentchen Jöfen finden, aber man findet darin eine gute Dosis Ohnet, ohne erst zu suchen. Die „große“ Szene des Stückes zeigt uns den Helden, einen immens reich gewordenen ehemaligen Lastträger, der sich die Tochter eines heruntergekommenen Adelshauses zur Frau gekauft hat, wie er ihren Geliebten — aber mit ihm zugleich sich durch eine Vörsenoperation zugrunde richtet: Samson, der den Palast der Philister über sich zusammenstürzen macht. Die Größe dieses Handelns bewegt aber das Herz der Frau, die ihn bisher verachtet hat und sie beschließt, in dem neuen Kampf, den er um Reichtum und Macht führen wird, seine Gefährtin zu bleiben. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern — dem aus den Tiefen der Gesellschaft Emporgestiegenen und der zu äußerlicher Vornehmheit dressierten Ravnaille — deckt die Quellgruben der menschlichen Seele auf, die das Geseh des menschlichen Verkehrs sonst unter Verschluss hält. Das Schauspiel hat schon durch die auf dem französischen Theater unerhörte Ordinarität der Sprache Sensation gemacht. Aber eine andere Wirkung als die der augenblicklichen Sensation geht von ihm nicht aus, und auch diese dankt es in einem hohen Maße dem ausgezeichneten Ensemble des Renaissancetheaters, vor allem Lucien Guirry, dem stärksten, zur Reise seiner bildnerischen Begabung gelangenden Künstler, in dessen Darstellung das Effektstück fast zur dichterisch erschaute Charakterkomödie wird.

Für das Bedürfnis nach aufregenden Spannungen und dramatischen Reulenschlägen, wie es bei abgehehten Geschäftsmenschen und blasierteren Frauen erklärlich ist, sorgt die auch in Frankreich überhandnehmende Kriminaldramatik. Die Verarbeitung des englischen Romans „Affles“ hat dem Theatre Réjane schöne Einnahmen gebracht, und jetzt hat sich auch der edle Sherlock Holmes im Theatre Antoine häuslich niedergelassen. Den selben Reigungen, aber immerhin in bezaunter Art, kommt des greisen Sardou neuestes Werk, „L'Affaire des Poisons“ im populären Theater der Porte Saint-Martin entgegen. Es ist eine den ge-

schlichen Quellen ziemlich treu folgende Behandlung des Treibens der berühmten Giftmischerin Voisin unter Ludwig XIV., die ihre schauerliche Ware besonders in den Hofkreisen von Versailles absetzte und auch dem blutfordernden Aberglauben der schwarzen Messen diente. Bei der theatralischen Aufführung solcher historischen Begebenheiten, die ja schon durch Stoff und Kostüm das Interesse des Publikums wecken, ist indes, um es aufrecht zu erhalten, ein starkes dramatisches Temperament nötig, das die einzelnen Szenen innerlich miteinander verbindet. Und Sardou ist nun doch einmal ein alter Herr geworden, wenngleich er an Frische noch immer genug „Jungen“ über ist.

Es hätte keinen Sinn, einen vollständigen Katalog der zahlreichen Stücke aufzuführen, die in dieser Saison auf den Pariser Theatern zu einem kürzeren oder längeren Lebenswandel aufgetaucht sind, ohne für den Weg des allgemeinen Geschmacks eine typische Bedeutung zu haben oder durch künstlerischen Gehalt oder durch eine neuartige Problemstellung hervorzufragen. Als ein ernst zu nehmender Versuch zu einer Charakterkomödie darf Tristan Bernards „Monsieur Codomat“ erwähnt werden, der sich freilich im Théâtre Antoine nicht zu behaupten vermochte. Der Verfasser zeigt einen bürgerlich-honorigen Geschäftsmann, der mit aller Harmlosigkeit des Gemüts das im teuer bezahlten Kunstgewerbe der Liebe erworbene Kapital einer jungen Dame verwaltet, wofür er auch eine Entschädigung in naturalibus empfängt. Im Pariser Leben, wo die Galanterie mit höheren Preisstufen stufenweise in der gesellschaftlichen Geltung steigt, sind derlei zweideutige Situationen sicher keine Seltenheit. Aber diese Atmosphäre erzeugt auf der Bühne Unbehagen. Herr Codomat hat das Talent, immer die nötigen Schutzvorstellungen zu finden, die ihn über die Rolle, die er spielt, hinwegtäuschen. Auch die Bourgeois im Zuschauerraum gewinnen im Leben so ihre Selbstbehauptung und wollen nicht, daß man sie im Theater darin fahre. Das hat Tristan Bernard verstanden. Man will sich von ihm amüsieren, aber nicht beunruhigen lassen.

Genannt sei noch das im Odeon aufgeführte Schauspiel „Son Père“ (Ihr Vater) von Guinon u. Bouchinet. Ein geschicktes bürgerliches Familiendrama, zeigt es zwischen Trivialitäten doch auch manche feinere Linie. Ein Mann, der einst Frau und Kind leichtfertig verlassen hat, taucht plötzlich wieder auf und erobert sich rasch die Liebe seiner in Abneigung gegen ihn herangewachsenen Tochter. Das geschieht nun glücklicherweise nicht durch das Eingreifen der „Stimme der Natur“, sondern ganz einfach infolge der Veranlagung des Mädchens, das dem lebenslustigen Vater weit mehr als der vergrämten und melancholischen Mutter nachgeartet ist und in der Welt des Reichtums und des Genusses, in die es auf einmal eingetreten ist, aufzublühen beginnt. Die Autoren haben die Handlung schließlich ganz ins Bürgerlich-Sentimentale zurückgebogen, aber die Entwicklung des Mädchencharakters hat Züge, die eben, weil sie nicht besonders rühmlich, um so mehr menschlich sind. — Wenig geglückt ist ein dramatischer Versuch der Brüder Margueritte, die als Erzähler die Zola'sche Tradition mit bedeutender Begabung fortgesetzt und entwickelt haben. Ihr in der Comédie Française aufgeführtes Schauspiel „L'autre“ (Der Andere) behandelt die Frage, ob die Frau dem von ihr geliebten Mann um der Wahrheit willen den begangenen Ehebruch gestehen soll. Die Autoren lassen die Erfüllung der Wahrheitsforderung zum Uebel ausschlagen, da der Mann über die Untreue der Frau nicht hinwegkommt und die sinnliche Anziehung auch ein kameradschaftliches Nebeneinander unmöglich macht.

Die Geschichte eines leichtsinnigen Vaters, einer frommen Mutter und einer Tochter, die zwischen den Getrennten und ihren Lebensauffassungen hin und hertanz, behandelt auch die Komödie „Patachon“, die schon fast ein Vierteljahr auf dem Spielplan des Vaudeville-Theaters steht. Aber die Verfasser, Duquesnel und Hennequin, wollen nur unterhalten. Das ist ihnen denn auch gelungen. Die Leichtigkeit der Entwicklung, die Lustigkeit des Dialogs und die auf die Bourgeoisseele trefflich berechnete Mischung von Laster und Tugend dürften dem Stück überall Marktgängigkeit sichern.

Zum Schluß sei noch der Dreiaakter „Le Baptême“ (Die Taufe) von Saboir und Rogière genannt, der im Theatre des Variétés aufgeführt worden ist. Ein genauerer Titel wäre: „Bloch's lassen sich taufen.“ Das heißt Papa Bloch, der Bankier, der künftig ein „katholisches Bankhaus“ leiten wird, Mama Bloch, die „Intellektuelle“, der junge André Bloch, der in die feudalen Sportfreize ausgekommen werden will, und Fräulein Helene Bloch, die die Sache gar zu ernst nimmt und in christlichen Mystizismus verfällt. Nicht taufen lassen sich nur Großmama Bloch, die einstige Trödlerin aus Frankfurt, und der mit einem tiefen Gesicht und jüdischem Glauben atavistisch belastete jüngste Sohn Lucien. Das mit osteuropäischen Anekdoten aufgepuhlte Stück gehört in die Kategorie des jüdischen Familienstücks, ist aber, trotzdem Herr Rogière eigentlich Weil heißt, von der antisemitischen Art, ebenso als ernste Satire behandelt worden wie von der konfessionslosen. Es kommt eben dem arischen Bedürfnis nach jüdischen Wissen wie dem jüdischen nach antisemitischen Bosheiten entgegen. Aber eine soziale Satire? Die bedürfte doch eines anderen Gesichtsfeldes als es das — der Gebrüder Herrnsfeld ist.

Otto Pohl.

Die Stellung der Frau bei den Wadschagga.

In dem Prozeß, der sich zurzeit in Köln abspielt, ist wieder viel von der Bevölkerung des Kilimandscharo die Rede, der aus Bantuelementen, zum Teil mit hamitischem Einschlag, gebildeten Wadschagga, und nicht zum wenigsten von ihren Frauen, deren eine, Jagodja, ja nun schon längst zu europäischer Berühmtheit gelangt ist. Aus diesem Grunde mögen einige Mitteilungen über die Wadschaggafräulein von Interesse sein.

Zunächst wird man fragen: Wie sieht die Wadschaggafräulein aus? Der Missionar Gutmann sagt: Die Frauen der Wadschagga haben trotz ihrer feinen Gelenke einen kräftigen, plumpen Körperbau und fast männliche Züge und erscheinen, namentlich sobald sie älter werden, abgearbeitet. Ihr Gesichtskreis ist eng, ihr Seelenleben noch traumhafter als das der Männer. Die Körperhöhe der Wadschagga ist kaum mittelgroß, und die Weiber sind durchschnittlich noch wesentlich kleiner als die Männer. Nach Volkens ist das Mittelmaß der Weiber nur 1½ Meter. Nach Widenmann zeigen die Weiber die reinsten Vertretung der Banturasse und wenig Spuren der Veredelung durch die hamitischen Rassen. Es scheint, daß noch kein Reisender irgendein Wadschagga weib hübsch gefunden hat, und unserem Schönheitsideal dürfte es weder im Gesicht noch im Wuchs entsprechen. Jetzt suchen die Weiber, die Beziehungen zu den Soldaten der Schutztruppe unterhalten, sich durch die Nachahmung diesen gefallender Moden, z. B. der Haartrachten der Suahelweiber, zu „verschönern“.

Die Frau hat in Afrika im allgemeinen eine untergeordnete Stellung; sie arbeitet, während der Herr Gemahl in körperlicher Arbeit keineswegs den höchsten Reiz des Lebens zu erblicken pflegt. So ist es auch bei den Wadschagga. Es herrscht Vielweiberei, und jeder Wdschagga (Singular von Wadschagga) darf soviel Frauen nehmen, als er bezahlen kann und der Häuptling ihm gestattet. Auf der Frau ruht die ganze Last der Haus- und Feldarbeit; je wohlhabender also ein Wdschagga ist und je mehr Land er besitzt, umso mehr muß er darauf bedacht sein, die Zahl seiner Frauen damit in Einklang zu bringen. Der Wdschagga erhält seine Frau entweder durch Kauf oder als Geschenk vom Häuptling, wenn durch einen glücklichen Krieg viele Weiber erbeutet worden sind. Der Häuptling verschenkt sie gewöhnlich an seine Ratgeber und die Vornehmen, die deshalb meistens mehrere Frauen haben, während die einfachen Leute doch in der Regel mit einer besseren Hälfte zufrieden sein müssen. Der jetzt auch wieder vielgenannte Häuptling Sinna, der Beherrscher der Landschaft Kiboscho, besaß über 100 Frauen. Wer keine Mittel hat, sich eine Frau zu kaufen, für den springt manchmal der Häuptling ein, wie Widenmann berichtet; nach Gutmann aber ist die Zahl der armen Teufel, die nie soviel zusammen haben, um heiraten zu können und deshalb Zeit ihres Lebens Junggesellen bleiben müssen, nicht unbeträchtlich; sie haben viel unter dem Spott vornehmlich der Weiber zu leiden, während ältere Jungfrauen von den Männern ähnliches nicht zu befürchten haben — aus dem einfachen Grunde wohl, weil es ihrer nicht viele zu geben scheint. Die Vielweiberei bezweckt aber gelegentlich auch etwas anderes. Der Wdschagga hat den heißen Wunsch, einen Sohn zu besitzen, denn wer ohne einen solchen ins Totenbett hinabsteigen muß, geht verloren, „wie Rauch im Morgenwind“. Dadurch wird mancher veranlaßt, zu der ersten Frau eine zweite und dritte zu nehmen.

Der Frauenkauf erscheint uns als etwas Süßliches, die Frau Beschämendes, als ein nacktes, rohes Geschäft. In der Praxis verhält es sich aber doch nicht immer so. Bei den Wadschagga kommt auch die ethische Seite der Heirat einigermaßen zu ihrem Recht. Ehe nämlich der Heiratskandidat beim Vater des Mädchens eine formelle Bewerbung anbringt, hat er sich während einer Art stiller Verlobung erst das Einverständnis seiner Liebsten sichern müssen, vielleicht in jahrelangem Verkehr, während dessen beide Teile sich darüber klar werden konnten, ob sie zu einander passen. Es ist also schließlich immer das Mädchen, die Frau selber, bei der die Entscheidung in der wichtigsten Frage ihres Lebens liegt, und die sich eben auch völlig frei nach ihrer Neigung entscheiden darf. Dabei fehlt es zwischen den Verlobten durchaus nicht an Beweisen einer starken Liebe oder Leidenschaft. Zunächst ist die Zeit der stillen Verlobung für den Wdschagga mitunter kostspielig, weil er mit Geschenken an seine Angebetete und deren Vater nicht geizen darf. Ferner unterwirft sie ihn, da sie seine Liebe ganz allein besitzen will, unangenehmen Liebesproben, verlangt von ihm z. B.: Wenn Du mich wirklich liebst, so ich die Schnecke da auf; und der Burjche überwindet seinen Widerwillen und tut es. Oder die Verlobten versprechen einander, daß, wer zuerst stirbt, den anderen holen solle. Früher schlossen die Verlobten wohl auch einen „ewigen“ Liebesbund, indem sie Blutsfreundschaft miteinander schlossen. Ein schönes Gesicht macht der anderen Teil auch am Kilimandscharo blind, sodas er vernünftigen Erwägungen nicht mehr zugänglich ist. Dies gilt indessen alles nur für die erste Frau, die nächsten nimmt man immer nur aus Berechnung.

Das Ziel eines jeden Mädchens ist eine möglichst schnelle und reiche Heirat, und es erreicht sie um so leichter, als auf Standesunterschiede dabei nichts gegeben wird. Ein Häuptlingssohn nimmt das ärmste Mädchen, wenn es ihm nur gefällt. Es liegt das eben

taran, daß er ja keine Mitgift braucht, sondern im Gegenteile zahlen muß. Der Kaufpreis richtet sich nach Reichtum und Stand des Bewerbers und setzt sich aus einer größeren oder geringeren Zahl von Ochsen oder Kleinvieh zusammen, auch ist der Preis in den einzelnen Landschaften sehr verschieden. In Madchame zählt der Bewerber zwei Kühe und eine Ziege an den Schwiegervater, ein Schaf und eine Ziege an die Schwiegermutter und eine Ziege an den Bruder des Mädchens. Der geringste Preis, für arme Burtschen, beträgt gewöhnlich drei Ziegen.

Jede Frau eines Mannes hat ihren eigenen Hof, ihren eigenen Bananenhain und ihre eigenen Felder, die sie bewirtschaften muß. Der Mann selbst besitzt eigentlich keine eigene Wohnung und lebt bald bei der einen, bald bei der anderen Frau, solange es ihm da gefällt und solange sie zu seiner Zufriedenheit loht; denn die Liebe geht, wenigstens in späteren Jahren, durch den Magen. Das wissen auch die Weiber, und sie bieten daher, eifersüchtig wie sie aufeinander sind, ihr Bestes auf. Diese Eifersucht läßt es dem Mann oft geraten erscheinen, die Höfe der einzelnen Frauen über ein recht weites Gebiet zu verteilen, gar über verschiedene Bezirke. Es kommt freilich auch vor, daß die Frauen sich ganz gut vertragen.

Geht das Mädchen die Ehe ein, so scheidet sie damit keineswegs aus ihrer Familie aus. Im Gegenteile: es bleibt ihr der ungeschmälerte Rückhalt an ihren Verwandten, und namentlich an ihren Brüdern, auf die sie sich als Frau immer verlassen kann. Die Frau droht denn auch dem Manne oft mit der Rückkehr zu den Ährigen und führt die Drohung aus. Die Ehe ist hier eben kein für immer bindendes Band. Und zumeist ist es die Frau, die das Eheverhältnis dauernd löst und sich einem anderen zugehellt. Der Schwiegervater muß dann den Kaufpreis zurückzahlen, und zwar ohne Abzug, wenn keine Kinder vorhanden sind. Hat die Ehe jedoch zwei Kinder ergeben, so wird nichts zurückgezahlt; denn die Kinder verbleiben dem Manne. Die Trennung erfolgt aus den niedrigsten Ursachen, und es gibt Wadshaggafrauen, die zehn Männer gehabt haben.

Das Recht der Frau ist in jeder Weise gut geschützt. Sie darf stets ihr Recht beim Häuptling suchen, führt aber ihre Sache nicht selbst, sondern erhält dazu vom Häuptling einen Rechtsbeistand aus der Reihe der prozesskundigsten Männer. Die Frau wird also als das schwächere Geschlecht betrachtet und genießt darum einen verstärkten Schutz, was auch daraus hervorgeht, daß, wer einen Mann schlägt, nur zwei Ziegen als Buße zu zahlen hat, wer sich aber an einer Frau vergreift, noch eine Kuh oder Ziege mehr hergeben muß.

Daß man im Weibe auch geheimnisvolle Kräfte schenkt, zeigt folgende Anschauung: Wenn eine Frau mit ihrem Zeuge oder Felle, das ihren Leib bekleidet hat, jemanden schlägt, so muß nach Ansicht der Wadshaggas der Geschlagene sterben. Deshalb schützt sie, ihr Eigentum vor Diebstahl, indem sie jedes Stück mit ihrem Lederfurch berührt. Auch der Leopard soll sich vor diesem magischen Schurz des Weibes fürchten, es aber auch stets töten.

Bei aller spezifisch weiblichen Angelegenheiten, mögen sie auch noch so ursächlich mit dem Eheleben zusammenhängen, spielt der Mann eine ganz passive Rolle. So darf bei der Geburt eines Kindes und bei den Riten, die nachher an Mutter und Kind vollzogen werden, der Mann nicht zugegen sein, und die Weidmcheidung der Mädchen bewirken die Frauen unter sich. Das Weib fühlt sich als solches mit den anderen verbunden, und dieses Gefühl der Geschlechtsverbundenheit geht dem von der ehelichen Gemeinschaft vor. Der Mann duldet es meist aus Gleichgültigkeit.

Man wird aus dem Gesagten erkennen, daß das Weib sich hier eine Stellung gesichert hat, die gar nicht so inferior ist, wie sie dem oberflächlichen Beobachter afrikanischer Verhältnisse erscheinen könnte. Es mag noch hinzugefügt werden, daß es im Wadshaggalande sogar einmal einen weiblichen Häuptling gegeben hat, in Kamba, und daß dieser sehr gut regiert haben soll. Schließlich wurde sie aber doch abgesetzt, da die Kambaleute darauf verfielen, daß es demütigend für Männer sei, einem Weibe zu gehorchen.

D. S.

Kleines feuilletton.

Mikrophotographische Bücher. Ein assyrischer Weiser dikte vor 3000 Jahren, schreibt „Prometheus“, zur Unterbringung seiner zweifellos recht bescheidenen Bibliothek doch einen ganz gewaltigen Raum und sehr solide gebaute Regale gebraucht haben, wenn man sich bei der Beurteilung dieser Frage auf Viktor v. Scheffel stützen darf, der da singt, daß „der Reiner Schar in Keilschrift auf sechs Ziegelstein“ dem Gaste eine Rechnung präsentierte. Der Stein wurde durch den Papyrus verdrängt, dieser durch das Pergament, und dieses mußte wieder dem Papiere weichen, auf das wir heute unsere Bücher drucken. Die Technik der Schrittwortvielfältigung, die Technik des Buches hat große Fortschritte in jenen 3000 Jahren gemacht und dennoch erscheint dieser Fortschritt bei der Menge dessen, was heute geschrieben und gedruckt wird, noch nicht ausreichend. Trotzdem wir viele Tausende von Worten in kleinen Büchern zusammendrängen können, fangen unsere Bibliotheken doch an, zu klein zu werden, es mangelt an Raum, und da immer weiter geschrieben und gedruckt wird, läßt sich nicht absehen, was in Zukunft werden soll, wenn wir auf Erden auch für etwas anderes als Bücher noch

Raum behalten wollen. Da kommt uns denn in dieser Bedrängnis das internationale Institut für Bibliographie zu Hilfe, indem es einen schon 1865 gemachten Vorschlag wieder aufnimmt: die Bücher mit Hilfe der Photographie stark zu verkleinern und sie dann entweder mit Hilfe des Mikroskopes oder eines Projektionsapparates zu lesen. Das Institut will versuchen, besonders widerstandsfähige Filme von etwa Postkartengröße zur Verkleinerung zu benutzen, die den Inhalt von etwa 72 Buchseiten der üblichen Größe aufnehmen sollen. Solche Verkleinerung wäre durchaus nichts Ungewöhnliches, denn schon während der Belagerung von Paris im Jahre 1871 gelang es Dagron, für die Beförderung durch Vrieltauben auf einem Film von 4 X 4 Zentimeter bis zirka 15000 Versehen und auf 3 X 1 Zentimeter etwa 16 Druckseiten unterzubringen, und die Filme unserer Kinematographen sind der beste Beweis dafür, welche ungeheure Bildflächen man mit Hilfe der Photographie auf kleinstem Raum zusammenbringen kann. Reichlich unbenutzt dürfte das Lesen und das Nachschlagen eines solchen mikrophotographischen Buches ja wohl sein, da aber dem Raumangel in unseren Bibliotheken wohl auch noch auf andere Weise beizukommen sein wird, so dürfte die Verwirklichung des Gedankens noch etwas auf sich warten lassen.

Technisches.

Elektrische Kohlenbeförderung. Ein jeder technischer Fortschritt, eine jede neue technische Ausnutzung von Maschinenarbeit macht damit eine gleiche Summe von Menschenarbeit überflüssig. Eine Zementfabrik in England, welche die zum Betriebe nötige Kohle aus den an der Fabrik anliegenden Kohlenflöhen entnahm, ließ sich zur schnelleren Beförderung dieser Kohle eine elektrische Einachsenhängebahn bauen. Die technisch komplizierten Einzelheiten dieser Bahn sollen hier nicht beschrieben werden, interessant sind jedoch die Zahlen über die Arbeitsleistung der Anlage, die wir der letzten Nummer der französischen Zeitschrift „Le Genie Civil“ entnehmen. Danach befördert der Wagen etwa 25 Tonnen, das sind 500 Zentner Kohle stündlich zur Verbrauchsstelle. Die Länge der Bahn beträgt 100 Meter, der Wagen legt diese Strecke in einer Minute zurück. Für den Unternehmer betragen die Gesamtkosten des Transports von je fünf Tonnen, das sind 100 Zentner Kohle, nach unserem Gelde 60 Pfennige. Dabei ist der gezahlte Arbeitslohn, die Anschaffungs- und Unterhaltungskosten der Anlage mit eingerechnet. Man stelle sich vor, wieviel Menschen dazu nötig wären, um nach der primitivsten Arbeitsmethode, mit Schubkarren, diese Arbeitsleistung pro Tag zu vollbringen.

Der Erfinder des Telephons. Bisher war man der Meinung, daß der deutsche Lehrer Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Hamburg im Jahre 1862 die grundlegende Erfindung für das Telephon gemacht habe. Aber erst nachdem Reis 1874 in Armut gestorben war, ohne seinen Erfindungen die geeignete praktische Wertbarkeit gegeben zu haben, nahmen im Jahre 1876 Alexander Graham Bell und Elisha Gray gleichzeitig Patente auf Telephoneinrichtungen. Erst seit dieser Zeit datiert die Einführung des Telephons.

Nun wird aber neuerdings von Frankreich der Ruhm in Anspruch genommen, den Erfinder des Telephons zu seinen Landeskindern zu zählen, worüber die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure berichtet:

Charles Bourseul hatte sich als junger Telegraphenbeamter der französischen Post schon 1849 in Paris mit der Lautübertragung auf elektrischem Wege befaßt. Aber wie so häufig gelang es ihm nicht, bei seiner Behörde Anhang für seine Erfindung zu finden. Deshalb veröffentlichte er einige Zeit später in der „Illustration de Paris“ vom 26. August 1854 einen Aufsatz: „Telephonio electrical“ betitelt, wodurch auch das Wort Telephonie geprägt wurde. In dem Aufsatz heißt es unter anderem: „Wenn jemand gegen eine Platte spricht, die beweglich genug ist, keine Schwingung der Stimme verloren gehen zu lassen, und wenn durch die Schwingungen der Platte der Strom einer Batterie abwechselnd geöffnet und geschlossen wird, so ist es möglich, eine zweite in den Strom eingeschaltete Platte in gewisser Entfernung zu der gleichen Zeit genau dieselben Schwingungen auszuführen zu lassen. . . . Es ist sicher, daß in einer näheren oder ferneren Zukunft die Sprache durch Elektrizität wird übertragen werden können. Ich habe auch Versuche in dieser Richtung angestellt; sie sind schwierig und erfordern Geduld, aber die erlangten Ergebnisse versprechen einen günstigen Ausgang.“ Die Frankfurter Zeitschrift „Diedesalia“ berichtete am 28. September 1854 über Bourseuls Erfindung. Auch sonst wurde noch Bourseuls Erwähnung getan, damit wars aber auch zu Ende. Einen Erfolg seiner Erfindung sah er ebenso wenig wie Reis. Das praktische Bedürfnis war offenbar noch nicht vorhanden. Bourseul war seiner Zeit vorausgesehen. Von einer bescheidenen Pensionspension fristete er sein Leben. Vor wenigen Jahren suchte Bourseul nochmals den französischen Generalpostmeister Rougeot auf, um seine Verdienste um die Telephonie darzustellen. Man hielt ihn zuerst für einen harmlosen Narren, so sehr hatte man seine Arbeiten vergessen. Als sich aber dann die Nichtigkeit seiner Behauptungen herausstellte, erhöhte man seine Pension um 3000 Frank. Vor wenigen Wochen ist Bourseul nun gestorben und Paris beabsichtigt, dem solange Vergessenen ein Denkmal zu setzen. —ol.